

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kaiser Wilhelm I.

Heidelberg, 1897

[urn:nbn:de:bsz:31-74328](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-74328)

70

Kaiser Wilhelm I.

Festrede

zur

hundertjährigen Gedenkfeier seines Geburtstags

gehalten

in der Aula der Universität Heidelberg

am 6. Februar 1897

von

Erhard
Dr. B. Erdmannsdörffer

Grossh. Bad. Geh. Hofrath und o. ö. Professor der Geschichte.

γῆράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος.

Heidelberg.

Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning.

1897.

Kaiser Wilhelm I.

Festrede

aus Anlass der Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Denkmalparks in Karlsruhe



Dr. B. Lehmannsdorfer

042B 62,11,10 RH

ZB

Hochansehnliche Versammlung!

Verehrte Collegen! Werthe Commilitonen!

Die Feier, die uns heute vereint, gilt dem Gedächtniss eines theuren grossen Todten.

Ein Jahrzehnt fast ist verflossen, seitdem er die nimmer müden Augen schloss, denen er noch bis zu seinem letzten Athemzuge das Recht der Ermüdung versagen wollte.

Als damals die Trauerkunde von dem Tode des Einundneunzigjährigen durch die Lande ging, hatte unser Volk in allen deutschen Gauen das Gefühl, als ob ihm der Vater gestorben, als ob es plötzlich verwaist sei. „Keines Menschen Mund, sagte der Präsident des deutschen Reichstages, kann dem Schmerze Ausdruck geben, der ganz Deutschland erfüllt“. Soweit Deutsche in fremdem Land über den ganzen Erdball hin zerstreut wohnten, fühlten sie den Schmerz des Heimatlandes als ihren eigenen mit; ja auch die fremdesten und fernsten Nationen diesseits und jenseits der Meere nahmen Theil an der allgemeinen Trauer und legten ihre Kränze nieder auf dem Grabe des todtten deutschen Kaisers.

Es war wie eine Welttrauer: als ob ein Patriarch dahingegangen wäre, an dem alle Nationen Antheil hätten, dem alle sich in ehrfürchtiger Liebe verbunden fühlten, und für einen Augenblick schien vor diesen Gefühlen aller Streit der Meinungen und Parteien zu schweigen, alle Schranken der Länder und Völker hinweggenommen zu sein. Einen Moment des allgemeinen Gottesfriedens schuf die Majestät dieses Todes.

Inhaltreiche, schicksalsvolle Jahre sind seit jenen Tagen über das Vaterland dahingegangen. Manchen Wechsel der Dinge haben wir erlebt, und

manchem treuen Erinnern der Aelteren unter uns mag es vielleicht scheinen, als habe die Sonne damals heller und freudiger unsere deutsche Welt beschienen, als noch die klaren Augen jenes Alten in ihr leuchteten und neben ihm sein grosser Kanzler stand.

Alle inneren Verhältnisse unseres Staatslebens in gährender Umbildung begriffen: die alten grossen Parteien, die einst mitgearbeitet an dem Aufbau des neuen Reichs, jetzt theils in sich zerrissen, theils von lethargischer Lähmung ergriffen; in harten materiellen Interessenkämpfen Jedermanns Hand gegen Jedermanns Hand; bitterer Parteihass in den Herzen, Zweifel und Beklemmung in den Gemüthern; die kirchliche Spaltung an dem Mark unseres Daseins zehrend, und unserem ganzen alten politischen und Culturleben gegenüber in immer wachsender Ausbreitung jene unheimliche hass-erfüllte Macht der Verneinung und Vernichtung, der allzuverwegener Muth oder blasse doctrinäre Muthlosigkeit die Schranken niedergerissen und die Wege freigegeben, und die, von den Resultaten unseres nationalen Aufschwungs genährt und grossgezogen, sich immer tiefer in unser Leben hereingedrängt hat — sowie einst im 16. Jahrhundert der sociale Radicalismus der Schwarmgeister und Wiedertäufer unsere deutsche Reformation zuerst benutzt, dann bekämpft, dann entweiht und schliesslich ihre Verkümmernng und Verkrüppelung hat herbeiführen helfen.

Diesen Ausblicken gegenüber nun freilich der andere. Unerschüttert und festgegründet in der Treue der deutschen Fürsten und Völker steht dennoch der gewaltige nationale Einheitsbau, den Kaiser Wilhelm und sein grosser Kanzler geschaffen haben. Das Loos verwirrender innerer Partaikämpfe und aufs äusserste gespannter politischer und socialer Gegensätze theilen wir mit fast allen Staaten der Gegenwart; aber in unseren monarchischen Ordnungen und in dem festen Gefüge unserer volksthümlichen Heeresverfassung haben wir eine starke Gewähr allen Gefahren gewachsener Kraft; aufrecht und machtbewusst steht das neue deutsche Reich in Europa da und seine Stimme wird gehört im Rathe der Völker und Staaten.

Aber was wir nicht mehr haben und haben können, das ist jene stolze, selbstsichere Ruhe der unantastbaren Hoheit, der unbezweifelten Suprematie unter den Völkern der Welt, wie sie die Signatur jener grossen Jahrzehnte nach 1870 war. Welcher Wandel der allgemeinen Machtverhältnisse, welcher Wechsel der Bindungen und Lösungen vollzieht sich seitdem vor unseren Augen! Alle alten ungelösten Probleme des europäischen Völkerlebens stehen auf dem Plan, neue treten hinzu. Immer grösser werden die Dimensionen, immer weiter der Horizont. Dass schon längst das alte System der europäischen Politik im Uebergang begriffen ist zu einem System der Weltpolitik, werden wir in allzu lang verspäteter Kenntniss erst jetzt recht inne, und von den Erfordernissen dieses Uebergangs gezwungen stehen alle Staaten und Völker in einem alle Kräfte anspannenden Process der Umbildung und Erweiterung ihrer Machtmittel. Noch immer ist der Europäer der Aristokrat unter den Bewohnern und Beherrschern der Erde, aber ihr Monarch ist er schon nicht mehr, und mit unberechenbaren Folgen stehen uns gegenüber hier das immer anspruchsvollere Kraftbewusstsein des nordamerikanischen Freistaates, dort die unabsehbaren Möglichkeiten, die der Beginn starker nationalstaatlicher Machtorganisation in dem Culturereich der gelben Race eröffnet.

Unermesslich wachsen so von Jahr zu Jahr die Schwierigkeiten, die Aufgaben und Gefahren, mit denen auch unser deutsches nationales Leben zu rechnen und zu ringen hat.

Werden wir diesen neuen Aufgaben gewachsen sein, unser Volk und seine Führer?

Ein alter Spruch politischer Weisheit sagt, dass Staaten nur mit den Kräften und Mitteln erhalten werden, mit denen sie gegründet worden sind.

Unter den Mitteln und Kräften, die unsere deutsche Gegenwart schufen, steht die Persönlichkeit unseres ersten Kaisers an hervorragendster Stelle. Diese Persönlichkeit ist auch ein Stück von dem reichen Erbe, das er uns hinterlassen hat, und das deutsche Volk wird seine Gegenwart und

seine Zukunft gut berathen, wenn es das fest eingeprägte Bild derselben als ein unverlierbares Eigen immerdar treu vor Augen und im Herzen behält. Und wenn wir nun im vorigen Jahre bei der 25jährigen Gedenkfeier der Reichsgründung uns des grossen Ganges der Ereignisse unserer Heldenzeit und des reichen nationalen Gewinns, den sie uns brachten, in freudiger Rückschau erinnerten, so ist es die Aufgabe unserer heutigen Feier, uns das Sein und Werden des hohen fürstlichen Mannes vor die Seele treten zu lassen, den ein grosses Geschick damals an die Spitze unserer Nation gestellt hatte und der vor nun hundert Jahren das Licht der Welt erblickte.

Die Universität Heidelberg würde ihren besten Traditionen untreu werden, wenn der nationale Gedenktag, zu dessen festlicher Begehung man aller Orten im Vaterland sich rüstet, an der ältesten Hochschule des deutschen Reiches nicht auch frohe Mitfeier fände, und indem es uns allen, Lehrern und Studierenden, ein Herzensbedürfniss war, in möglichst vollzähliger Gemeinschaft uns zu diesem hohen Erinnerungsfest zu vereinigen, so ist, statt des eigentlichen Festtages in der akademischen stillen Zeit, der heutige Tag dem Andenken Kaiser Wilhelms I. geweiht worden.

Ein Jahrhundert ist vergangen, seitdem in Berlin der zweite Sohn Friedrich Wilhelms und der Königin Luise geboren wurde. Auch den Jüngsten unter uns ist er noch ehrwürdiger Zeitgenosse gewesen; bei den Aelteren und Aeltesten unter uns beginnt die lebendige eigene Erinnerung an ihn erst in einer Zeit, wo er schon ein gereifter Mann auf der Höhe seines Mannesalters war — was vorher liegt, gehört den Bereichen an, in die jetzt keines lebenden Menschen eigenes Gedenken zurückreicht. Ein Jahr vor seiner Geburt war das Gestirn Bonaparte's aufgegangen mit seinem welt-historischen Feldzug in der Lombardei; als der Prinz Wilhelm geboren wurde, war Mantua gefallen und Bonaparte stand im Herzen von Inner-österreich auf dem Wege nach Wien.

Die grossen neuen Weltgeschicke bereiteten sich vor, für das alte deutsche Reich zuerst und am verhängnissvollsten. Und wer damals hier

bei uns auf unsere Heidelberger Berge stieg, der sah wie heute das Silberband des Rheines erglänzen am Rande der reich gesegneten Ebene; aber wenn er die Blicke weiter führte über die Thürme des Speierer Doms zu den burggekrönten Kuppen der Haardt und auf das ragende Plateau des Donnersbergs, so blickte er auf verlorenes deutsches Land, das französischer Fremdherrschaft bereits unrettbar verfallen war.

Der preussische Staat aber hatte seinen Frieden gemacht mit der weltstürmenden Macht der Revolution, und nach einer entnervenden thatenlosen Neutralität von zehn Jahren brach über ihn die Katastrophe von 1806 herein. Für den jungen preussischen Prinzen die erste erschütternde Lebenserfahrung, der erste Hinweis zugleich auf eine grosse Lebensaufgabe, als in den Tagen der tiefsten Erniedrigung die heldenmüthige Mutter ihren beiden jungen Söhnen zurief: „Es gibt keinen preussischen Staat, keine preussische Armee, keinen Nationalruhm mehr! Ruft künftig, wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniss zurück, weint meinem Andenken Thränen, aber begnügt Euch nicht mit Thränen. Handelt, entwickelt Eure Kräfte; befreit Euer Volk von der Schande! Werdet Männer und geizet nach dem Ruhm grosser Feldherrn und Helden! Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!“

Unvergessliche, unvergessene Worte! Sie sind ihm der Leitstern für sein ganzes Leben geworden, und in dem fast andachtvollen Cultus, den er bis an das Ende seiner Tage dem Andenken der Mutter widmete, klingt immer die Erinnerung durch an jene ernste Mahnung in hoffnungsloser Zeit.

Aber die Zeiten der ersten Erfüllung kamen herauf — der Bann der Napoleonischen Zwingherrschaft über Europa wurde gebrochen, und in der Schlacht bei Bar sur Aube durfte auch der junge preussische Capitaine Prinz Wilhelm sich die Feuertaufe als Befreiungskrieger holen und später an der Seite der verbündeten Monarchen an dem Siegesinzug in Paris theilnehmen.

Ein Vierteljahrhundert lang in der folgenden Friedenszeit verläuft dann dieses Leben in dem durch Herkommen und Verhältnisse vorgeschriebenen Gang. Es war für einen nachgeborenen preussischen Prinzen fast selbstverständlich, dass er sich den militärischen Aufgaben des Staates widmete. Hier aber besonders neben dem alternden Vater und dem anders gerichteten Bruder war es eine Nothwendigkeit, dass ein Prinz des Hauses seine volle und ganze Lebenskraft der Pflege des Heeres, der Erhaltung und Steigerung der militärischen Leistungsfähigkeit des Staates dienstbar machte. Das war die Aufgabe, die Prinz Wilhelm in diesen fünfundzwanzig Jahren als den natürlich gegebenen und gebotenen Inhalt seines Lebens und seines Ehrgeizes zu betrachten hatte: die preussische Armee auf der Höhe ihres alten Ruhmes zu erhalten und dereinst einmal, wenn der König zu den Waffen rief, als Führer an ihre Spitze zu treten. Innerste Neigung, spezifische Begabung und das stärkste Gefühl einer hohen Berufspflicht für das Vaterland machten ihn zum Soldaten mit Leib und Seele, vor Allem aber auch mit dem Herzen, der mit immer erweiterter und vertiefter Thätigkeit das Kleinste und das Grösste des Dienstes und der Organisation durchdrang und beherrschte und dessen eiserne Pflichttreue in Verbindung mit strenger Gerechtigkeit und ritterlicher Leutseligkeit ihn bald zum allgeliebten Haupte der ganzen Armee machte, die in ihm die vollendetste persönliche Verkörperung ihres Wesens sah. Es ist der Theil seiner Lebensthätigkeit, der hier begonnen wurde und der mit immer grösseren Dimensionen und höheren Zielen der eigentliche Mittelpunkt seines schaffenden Daseins war, von hier an bis zu der grossen Militär-Reorganisation von 1860 und bis zu jenem denkwürdigen Reichstag von 1888, der mit der Bewilligung des neuen Reichs-Wehrgesetzes gleichsam das letzte Siegel auf das Lebenswerk des greisen Kaisers drückte.

Er war Soldat, und diesem mit strengem Ernst ergriffenen Lebensberuf entsprach seine Lebensführung und die Sphäre der allgemeinen Interessen, die er sich zu eigen machte. Von jeder unberufenen Einmischung in die Politik hielt er sich fern, wie es dem nachgeborenen Prinzen und

dem Militär zukam. Dass er mit scharfem Blick und mit treffendem Urtheil doch den wenig erspriesslichen Gang der äusseren und inneren preussischen Staatsleitung verfolgte, haben wir erst aus Mittheilungen neuester Zeit erfahren; schon im Jahre 1824 hat er einmal seinem Unmuth in den Worten Luft gemacht: „Hätte die Nation anno 1813 gewusst, dass nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung übrig bleiben würde, wer hätte dann damals wohl Alles aufgeopfert, eines solchen Resultates halber?“

Dass an die Stelle des jetzigen politischen Quietismus doch einmal wieder eine Zeit der Action und des Ruhmes treten werde, war sein festes Meinen und Verlangen. Darum musste die Armee in blanker Rüstung und hochaufgerichteten Hauptes in der Welt dastehen; mit Eifer pflegte er in häufigen Reisen nach Russland das Gefühl der Waffenbrüderschaft mit der russischen Armee, das Erbtheil der Freiheitskriege, und als im Jahre 1840 der thörichte französische Verlegenheits-Kriegslärm und der Ruf nach der Rheingrenze erscholl, da hat er sich das Rheinlied von Niklas Becker: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ eigenhändig abgeschrieben und mit kräftigem Zuge seinen Namen darunter gesetzt.

Welch wunderbarer Lebensgang nun, der sich an diese Anfänge anschliesst: von den Bahnen des preussischen Soldatenprinzen, mit einer fest umrissenen, verhältnissmässig beschränkten Sphäre von Interessen, Kenntnissen und Pflichten, bis auf die Sonnenhöhe europäischen Ruhmes und bis auf den Kaiserthron des deutschen Volkes.

Lassen wir die Etappen dieses Weges an unserm Geist vorübergehen und fassen wir dabei das persönliche Moment vornehmlich in's Auge, so bietet sich uns das Bild einer höchst denkwürdigen geistigen Entwicklung.

Ein gereifter Mann von wesentlich militärischem Bildungsgang, ohne eigentliche Genialität des Wesens, aber klaren, verständigen, kerntüchtigen Geistes, mit einem gesunden Ebenmass mittlerer Kräfte ausgestattet, wird durch einen Schicksalsgang ohne Gleichen im Laufe von vier Jahrzehnten in eine Folge von immer grösseren Verhältnissen, immer gewaltigeren Auf-

gaben hineingestellt, und von Schritt zu Schritt sehen wir, wie der Rahmen seines geistigen Wesens sich erweitert, wie mit der Fülle immer neu sich herandrängender Pflichten der Inhalt dieses Lebens immer reicher, tiefer, vielseitiger wird. Der preussische General wird zum preussischen Staatsmann, er wird Träger der preussischen Krone, er wird der Begründer des norddeutschen Bundes, er wird der Schöpfer des deutschen Reiches.

Welche Macht des geistigen Wachstums, des Lernens, Weiterlernens, Umlernens deutet sich allein schon in diesen äusseren Entwicklungsstufen an. Und dieser Process der geistigen Umbildung wird begonnen im ausgereiften Mannesalter; er wird fortgesetzt bis an die Schwelle des Grabes. König und Kaiser Wilhelm ist ein Lernender geblieben von der Zeit an, da zuerst politische Pflichten für den preussischen Staat an ihn herantraten, bis zu den Tagen der denkwürdigen Botschaft an den Reichstag vom November 1881, in der der 84-jährige, der materiellen Noth der arbeitenden Klassen gedenkend, seinem preussischen Königthum und deutschen Kaiserthum die bis dahin noch von keiner Staatsgewalt ergriffene Aufgabe zuwies, mit gesetzgeberischer Fürsorge den Armen zur Seite zu treten, wenn Alter und Krankheit ihre Existenz bedrohen. Man kann das Wort jenes alten griechischen Weisen auf ihn anwenden, der immerdar vieles lernend altert:

γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος.

Ein solches Lernen aber, an solcher Stelle, in solchem Lebensalter, ist immer zugleich ein Kampf: ein Kampf gegen sich selbst, gegen die eigene Vergangenheit, gegen festeingewurzelte Neigungen, Ueberzeugungen, Ideale, die der Gewalt der Thatsachen und höheren Zwecke zum Opfer gebracht werden müssen.

Schon in jungen Jahren hatte Prinz Wilhelm das Opferbringen und die Ueberwindung seiner selbst erlernt, als er um der Interessen des Staates und Hauses willen nach schwerem innerem Kampfe der Geliebten seiner Jugend entsagen musste.

Als dann die Kinderlosigkeit des Bruders ihm die Nachfolge auf den Thron in Aussicht stellte, als der „Prinz von Preussen“, wie er nun hiess,

zu den Geschäften des Staates in dauernde Beziehungen treten musste, hatte er sofort harte Ueberzeugungskämpfe mit sich selbst zu bestehen.

Dieser preussische General war herangewachsen in den Traditionen des historischen altpreussischen Königthums, von Gottes Gnaden und Gott verpflichtet. Den drängenden Ideen des modernen Liberalismus, die sich bald immer ungestümer und anspruchsvoller in den Vordergrund stellten, stand er schon als Soldat fremd und ablehnend gegenüber; er war der Ansicht, dass die berechtigten Ideen des Liberalismus ihre beste Vertretung in einem starken, wolgesinnten, pflichtgetreuen Königthum finden müssten. Darum stand er auch mit ebenso tiefen Bedenken den landständischen Speculationen und Experimenten seines Bruders, Friedrich Wilhelms IV, gegenüber, in denen er „nicht das Heil des Thrones und des Vaterlandes erblicken konnte“; bis zuletzt widersprach er dem Lieblingsproject des Königs, der Schöpfung des vereinigten Landtags von 1847; er hatte die innerste Ueberzeugung und sprach sie aus, dass eine centralständische Corporation mit dem Rechte der Steuerbewilligung in Preussen nothwendig früher oder später zu dem Versuche kommen werde, ihre Macht auch an dem unantastbaren Gefüge der Armee zu erproben; er hatte die Vorahnung des Militärconflictes der sechziger Jahre.

Aber er beugte sich dem Willen des Monarchen; er trat selbst in den vereinigten Landtag ein und nahm an seinen Verhandlungen Theil: „das alte Preussen, war sein Wort, geht mit der Publicirung dieses Gesetzes zu Ende, ein neues Preussen wird sich jetzt bilden; möge das neue so erhaben und gross werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist!“

Es war ein erstes Losreissen von festgegründeten Ueberzeugungen eines fünfzigjährigen Lebens.

Es kam der noch viel tiefere Riss, den die Revolution brachte. Als der sinnlos gehasste „Kartätschenprinz“ aus der Verbannung nach England, in die ihn die blinde Wuth der bethörten Massen getrieben, in das Vaterland zurückkehrte, brachte er die gewonnene, schwer erarbeitete Ueberzeugung mit, dass die Tage des alten absoluten, patriarchalischen Königthums

für Preussen unwiederbringlich vorüber seien; mit offener, mannhafter und aufrichtiger Erklärung stellt er sich „als erster Unterthan des Königs“ auf den Boden der von dem König gewährten Reform, der constitutionellen Monarchie, mit verfassungsmässig geordnetem Antheil einer Volksvertretung an den Geschäften des Staates. Aber es war den Männern der alten Schule doch, als ob ihnen ein Stück der eigenen Persönlichkeit hinweggenommen würde mit dieser Umgestaltung des alten preussischen Königsstaates. Gehorsame, der Macht der realen Verhältnisse sich beugende Resignation war ihr Loos, und als der Prinz von Preussen jene Erklärung abgab, so mochte er es in ähnlicher Gesinnung thun, wie sie damals im März 1848 ein anderer preussischer General von geistesverwandter Charakterbildung aussprach, der nachmalige Kriegsminister von Roon: „nun mit allen Kräften in das neue Schiff — wenn auch mit gebrochenem Herzen“! Nun, diese alten preussischen Soldatenherzen waren zum Glück von haltbarerem Stoff als sie damals selbst meinen mochten; sie brachen nicht so leicht und haben noch manchen Sturm siegreich bestanden.

Wohl aber brachten die Revolutionsjahre dem Prinzen nach einer anderen Seite hin unermessliche Erweiterung seines Gesichtskreises. Erst von hier an tritt er der deutschen Frage nahe. Mit gespanntem Interesse verfolgte er die Arbeiten des Frankfurter Parlamentes; zu dem Verfassungsentwurf Dahlmanns, dem er in den Grundgedanken zustimmte, schrieb er eine Reihe scharfsinniger, meist treffender kritischer Bemerkungen, und als endlich im März 1849 die „ominöse Kaiserwahl“, wie er sie nennt, erfolgte, so billigte er, nicht leichten Herzens, die Ablehnung des auf „unhaltbarem Boden“ errichteten Kaiserthums, aber um so unerschütterlicher stand ihm von da an die Ueberzeugung fest, dass mit jener Wahl dem preussischen König das Recht und die Pflicht aufs Haupt gelegt sei, „in der Regelung der Zukunft Deutschlands die Initiative zu ergreifen“. Gute Soldatenarbeit war es, wenn an der Spitze einer preussischen Armee nun der Prinz von Preussen die revolutionäre Anarchie in der Rheinpfalz und in Baden zu Boden warf; aber unablässig behielt er zugleich die Frage der deutschen

Zukunft im Auge. Der Plan der preussisch-deutschen „Union“ fand in ihm den entschlossensten Verteidiger. In dem Wirrsal widerspruchsvoller Meinungen und Beschlüsse, das die Atmosphäre des Königs in jenen schweren Zeiten bildete, steht er als der Führer der Tapferen und Muthigen da; er sprach es aus, dass Preussen für die Aufrechterhaltung der Union auch den Krieg mit Oesterreich und seinen deutschen Bundesgenossen nicht scheuen dürfe: ist der Kampf unvermeidlich, so bauen wir „auf den Stern Preussens, auf seine tüchtige Armee und auf sein Recht“.

Die Entscheidung des Königs führte den preussischen Staat auf andere Wege; dem Prinzen von Preussen aber gereichte es zum Ruhme, dass die Niederlage von Olmütz auch eine persönliche Niederlage für ihn selbst war. Als nach der Trübsal der fünfziger Jahre Erkrankung und Tod des Bruders ihn erst zur Stellvertretung, dann durch das dichte Gestrüpp feindseliger Cabalen hindurch zur Regentschaft und endlich auf den Thron führte, da hatte der unablässig Lernende und Werdende eine Schule reichster politischer Erfahrung durchgemacht; mit den nicht mehr abzuweisenden liberalen Ideen des Zeitalters und mit den neuen staatlichen Lebensformen in ihrem Gefolge hatte er seinen Frieden geschlossen, unter festen Vorbehalten für das, was er als die Sphäre der unveräußerlichen Rechte des preussischen Königthums erkannte; für die Behandlung der deutschen Politik hatte er allgemeine, grundlegende Eindrücke und Ueberzeugungen gewonnen: „meine Pflichten für Preussen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen“.

Aber in welche Fülle neuer erschütternder Conflictte wurde der neue Herrscher alsbald durch den ausbrechenden Streit über die von ihm geschaffene Militärreorganisation gerissen. In unauflösbaren Widerspruch mit einander traten, hier das anerkannte verfassungsmässige Recht der Volksvertretung, dort die heilige Pflicht für die neugestaltete Armee, die Krone seines Lebenswerkes bis dahin und sein eigenstes Werk, von dessen Bestand oder Verfall er die Zukunft des Vaterlandes abhängig wusste.

Es gab keine friedliche Lösung des Zwiespaltes. Man kann sich diese neue Periode ernster äusserer und innerer Bedrängnisse König Wilhelms nicht schwer genug vorstellen, und menschlich begreiflich, man möchte fast sagen menschlich anmuthend erscheint es uns, wenn in den harten Gewissenskämpfen jener Jahre des Conflictes dem Fünfundsechzigjährigen wohl bisweilen die Kraft zu versagen drohte. Er hat an Abdankung gedacht; und als die österreichische Politik die vermeintliche innere Zerrüttung des preussischen Staates damals im Sommer 1863 benutzte zu dem verwegenen Attentat des Frankfurter Fürstentages, so hat er wohl in kurzen Momenten zweifelnder Beklemmung jenes im Grunde doch hohle und knochenlose Gespenst für eine Gestalt von Fleisch und Bein halten können.

Aber schon hatte sich das grösste Schicksal seines Lebens vollzogen — an die Seite des erfahrungsreichen, arbeitsvollen, in sich selbst gefestigten, pflichtgetreuen Fürsten war der Genius getreten. Mit der sicheren Fühlung seiner fast untrüglichen Menschenkenntniss hatte er ihn erkannt und die rettende Gewalt seines Wesens verstanden. Es gab auch hierbei innere Widerstände des Herzens zu überwinden; in der Armeefrage war das Einverständniss zwischen König Wilhelm und Bismarck von vornherein gegeben, aber erst als der König sich den Gedanken einer andern Führung der deutschen Politik, hinweg über Tradition und Gewohnheit, über persönliche und dynastische Sympathien, erschloss, wurde das welthistorische Bündniss möglich, aus dem das Werk der grossen Jahreswoche von 1864 bis 1871 entsprang. Mit dem Programm: „moralische Eroberungen in Deutschland“ hatte König Wilhelm seine Regierung angetreten; die schöne Täuschung zerrann, die gebieterische Wirklichkeit forderte „Blut und Eisen“, und leicht ist seinem Herzen weder die allein heilvolle Lösung der schleswig-holsteinischen Frage, noch der Entschluss zum Kriege gegen Oesterreich und seine deutschen Bundesgenossen geworden.

So lange die Deutschen sich der ruhmreichsten Zeiten ihrer neueren Geschichte erinnern wollen und dürfen (und sie werden es ja wohl noch eine Zeit lang dürfen, trotz der feindseligen Rufe hässlichsten Klages, womit

in der Hauptstadt des Reiches selbst die Vorbereitungen zu dieser Centenarfeier begleitet worden sind), so lange wird der Bund Wilhelms I. und Bismarcks ihnen ein Gegenstand bewundernder Betrachtung bleiben. In neidloser Hoheit vertraut der Herrscher sich der genialen Führung und den gewaltigen Impulsen seines grossen Staatsmannes an, dem er Liebe mit Liebe, Treue mit Treue lohnt, und den er als ein mächtiger Schild gegen offene und geheime Widersacher dem Dienste des Vaterlandes bis zu seinem Ende erhalten hat. Unter der Wucht neuer Ideen, Aufgaben, Anforderungen beginnt für ihn in der That noch einmal eine Periode des Kämpfens und Lernens, der unendlichen Erweiterung des Horizontes, und in der Gemeinschaft der Arbeit mit allen den grossen Werkgenossen, die er sich erwählt, erwächst sein eigenes Wesen zu immer reicherer Ausgestaltung, zur Vollendung seiner historischen Gestalt. Ein langes arbeitsvolles Leben hindurch hatte er sich zum Feldherrn und Staatsmann erzogen; das Schicksal stellte ihm den grössten Staatsmann und den grössten Feldherrn des Zeitalters an die Seite, und ohne Beispiel in der Geschichte ist die Reinheit vornehmer Seelengrösse, womit Kaiser Wilhelm, der Macht des Genius sich beugend, diesem die gebührende und für volles Gelingen nothwendige Stelle anweist und dabei doch die eigene verantwortliche Würde mit gelassener Selbstverständlichkeit zu bewahren weiss. In keiner Lage seines Lebens erscheint er verehrungswürdiger, als in diesem oft entsagungsvollen Verhältniss. Immerdar bleibt er doch die hohe ragende Königsgestalt, und je genauer sich unserer Kenntniss allmählich die innere Geschichte unserer grossen Heldenzeit erschliesst, um so grösser, vielseitiger, wirkungsreicher tritt uns dabei doch auch der eigenste persönliche Antheil Wilhelms I. entgegen.

Wir gehen hinweg über die in uns allen durch Erlebniss oder Ueberlieferung lebendige Erinnerung an das Jahr der letzten grossen Erfüllung, der gewaltigsten Schlachtensiege des Jahrhunderts, der Einigung unseres Volkes, der Wiedergewinnung der deutschen Westmark, der Aufrichtung von Kaiserthum und Reich. Unerschöpfliches müssten wir mit flüchtigen Worten berühren.

Es kam die lange Reihe der mit sorgsamer Weisheit gewonnenen und gehüteten Friedensjahre — die Zeit, wo der greise Kaiser von Jahr zu Jahr immer mehr und fester hineinwuchs in die Liebe und Verehrung des gesamten deutschen Volks und seiner Fürsten; und nicht allein die ehrwürdige Fülle der Jahre, mehr noch die einfache natürliche Hoheit, die humane Würde dieses in ungebrochener Lebenskraft blühenden Greisenthums machte ihn zum Patriarchen des deutschen Volkes.

Er selbst hatte, in edelster Bescheidenheit, das Gefühl seiner grossen Stellung in der Geschichte. Er war sich bewusst, dass seine Regierung gleichsam einen Abschluss bilde für die preussische und deutsche Geschichte seit den Zeiten des Grossen Kurfürsten, auf dessen hohe Gestalt er immer mit ehrfürchtiger Bewunderung hinblickte. Als in den letzten Jahren seines Lebens die neue deutsche Colonialpolitik zuerst die Flügel regte, als das Reich die ersten deutschen Schutzgebiete in Westafrika erwarb, da erinnerte er sich jener hochgemuthen Versuche, die einst vor zwei Jahrhunderten mit unzureichenden Kräften der grosse Ahnherr mit Flottengründung und Colonialerwerbung an der Guineaküste gewagt hatte, und mit einer wundervollen Mischung von Grossheit und Bescheidenheit sagte er: „Nun erst kann ich dem Standbild des Grossen Kurfürsten wieder gerade in's Gesicht sehen.“

Es war ihm, als sei damit die letzte grosse geschichtliche Schuld getilgt, die auf seinem Haupte geruht hatte.

So steht das Bild unseres alten Kaisers in seiner schönen und schlichten menschlichen Grösse vor unseren Augen. Er war keine von den problematischen Naturen, die das Interesse des Psychologen reizen. Es ist nichts in ihm von dämonischer Kraft und unheimlicher Elementargewalt der Leidenschaft. Er ist der Welt nie ein Räthsel gewesen und hat nie gemeint, der Welt dunkle Räthsel über sich selbst aufgeben zu sollen. Eine Atmosphäre ruhiger, ernstheiterer Klarheit, ohne alle blendenden und verwirrenden Lichter, umgiebt ihn.

Unendlich reicher an Gaben des Intellectes, der Phantasie und der Bildung war Friedrich Wilhelm IV.; die Fülle der Ideen drängte sich in seinem

Haupte; in seinem Geiste blüht ein üppiger Reichthum Gestaltung fordernder Gedanken; allen schönen Künsten war er verständnisvoller Freund — nur die eine Kunst blieb ihm immerdar verschlossen, und das war die Tragik seines Lebens, die wahre ars regia, die ächte Königskunst Wilhelms I., sich selbst zu überwinden und so immer wieder das gesunde Gleichgewicht zu gewinnen zwischen den geistigen und sittlichen Kräften der Welt und denen der eigenen Brust. Und indem wir die beiden ungleichen Söhne der Königin Luise einander gegenüberstellen, tritt uns die immer neue Wahrheit des alten Satzes vor die Seele: Nur wer seiner selbst Meister geworden ist, vermag die Dinge zu meistern; nur wer sich selbst überwand, überwindet die Welt.

So lebt Kaiser Wilhelm I. in unserer Erinnerung. Ein Held unerschütterlicher Pflichttreue bis zum Tode; von frommer und freier Gottesfurcht durchdrungen und dabei ein weltfreudiger Sohn der Zeit; seines Könnens und seiner Schranken sich stolz und bescheiden bewusst; dem Genius neidlos sich neigend und ihm die Hand reichend zum gemeinsamen Werke, zum unauflöslichen Bunde; in grossem geschichtlichen Wirken immer lernend, wachsend, sich erweiternd; sein ganzes Wesen durchleuchtet von einem unerschöpflichen Schatz humaner Herzensgüte, Treue und Wahrhaftigkeit, und alle diese Gaben in einem schönen gesunden Ebenmass aller Kräfte, in jener Harmonie, aus der das Wahre und Gute entspringt.

Wir sind zu dieser Feier vereinigt als Bürger einer Universität des deutschen Südens. Kein Unterschied der Stimmungen und Gefühle heute zwischen uns und unseren Brüdern bis zum äussersten Norden des Reiches. Die edle Greisengestalt unseres ersten deutschen Kaisers ist ein theures Gemeingut unseres Volks in allen seinen Gauen, soweit deutsche Wälder stehen und deutsche Ströme rauschen, und Wilhelm den Deutschen möchten wir ihn nennen.

Er ist der erste preussische König, in dem die Eigenart preussisch-hohenzollernschen Wesens — die er nie aufgab — sich zugleich abgeklärt hat zu der Erscheinung eines vollen und wahren deutschen Mannes, der verstanden und geliebt wurde von dem ganzen deutschen Volke. Die Popu-

larität Friedrichs des Grössen in Deutschland war erloschen lange Jahre vor seinem Tode; die einsam thronende Grösse seines Wesens hielt die Herzen fern, und mit Beschämung gewahrte Goethe, als er 1778 nach Berlin kam, den Abfall der Gesinnung selbst in der nächsten Umgebung des „grössen Menschen“. Die Volksthümlichkeit Wilhelms I. wurzelt in den unvergesslichen Heldenthaten seines Greisenalters, durch die die höchsten nationalen Güter gewonnen wurden, und sie wurzelt in dem Zauber starker, schöner und guter Menschlichkeit im edelsten und das heisst im wahrhaft deutschen Sinne — so hat ihn das deutsche Volk als den seinigen verstanden und geliebt. Möchte dieses Verständniss und diese Liebe Wurzel halten in unserem Volke, eine Gewähr ungebrochener geistiger Gesundheit und Kraft. Möge vor allem unsere deutsche Jugend sich damit durchdringen und das theuere Erbe fortpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht. Das wälte der gute Geist, der in den hundert Jahren, die wir heute überblickten, die deutschen Geschieke über finstere Tiefen und auf stolze Höhen so wunderbar geführt hat!

